

(Nachdruck verboten.)

62]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Der Senat hat nicht das Recht, das auszusprechen. Wenn der Senat sich erlaube, gerichtliche Urteile auf Grund seiner Ansicht von der Gerechtigkeit des Urteils zu fassieren, würde, ganz abgesehen davon, daß der Senat jeden festen Stützpunkt verlieren und Gefahr laufen würde, der Gerechtigkeit eher im Weg zu sein, als sie wieder herzustellen.“ sagte Seljonin mit Bezug auf den vorher verhandelten Prozeß: „ganz abgesehen davon würde der Schiedsspruch der Geschworenen seine ganze Bedeutung verlieren.“

„Ich weiß nur eins, daß dieses Weib vollständig unschuldig und die letzte Hoffnung, sie vor unverbienter Strafe zu bewahren, verloren ist. Der oberste Gerichtshof hat hier eine vollkommene Ungefehllichkeit bestätigt.“

„Bestätigt hat er sie nicht, weil er eine Untersuchung der Sache selbst nicht vorgenommen hat und gar nicht vornehmen kann,“ sagte Seljonin, mit den Augen blinzelnd. „Du bist sicher bei Deiner Tante abgestiegen,“ fügte er hinzu, offenbar im Wunsch, das Gespräch zu ändern. „Ich habe gestern erfahren, daß Du hier wärst. Die Gräfin Zekaterina Zwanowna hatte mich eingeladen, mit Dir zusammen der Rede eines fremden Predigers beizuwohnen,“ sagte Seljonin, nur mit den Lippen lächelnd.

„Ja, ich war dort, bin aber mit Abscheu fortgegangen,“ sagte Nechjudow böse; er ärgerte sich darüber, daß Seljonin die Unterhaltung auf einen andren Gegenstand brachte.

„Nun, warum denn mit Abscheu? Es ist doch immerhin ein religiöses Gefühl, wenn auch ein einseitiges, sektiererhaftes, das da zur Erscheinung kommt,“ sagte Seljonin.

„Es ist einfach toller Blödsinn,“ sagte Nechjudow.

„Nein. Das ist es nicht. Sonderbar ist hier nur, daß wir die Lehre unsrer Kirche so wenig kennen, daß wir unsre eigentlichen Grunddogmen für eine neue Offenbarung halten,“ sagte Seljonin, der sich gleichsam besaßte, dem früheren Freunde seine ihm neuen Ansichten beizubringen.

Nechjudow schaute mit erstaunter Aufmerksamkeit Seljonin an. Seljonin wandte seine Augen nicht ab, in denen nicht nur Mummer, sondern auch Uebelwollen zum Ausdruck kam.

„Glaubst Du denn an unsre Kirchendogmen?“ fragte Nechjudow.

„Gewiß glaube ich daran,“ erwiderte Seljonin und schaute mit einem leblosen Blick gerade in Nechjudows Augen.

Nechjudow seufzte. „Das ist sonderbar,“ sagte er.

„Uebrigens werden wir uns später sprechen,“ sagte Seljonin. „Ich komme,“ wandte er sich an den Gerichtskommissar, der ehrerbietig an ihn herantrat. „Wir müssen uns unbedingt sehen,“ fügte er mit einem Seufzer hinzu. „Aber wird man Dich vorfinden? Mich trifft Du immer um sieben Uhr zum Mittagessen — Nadeschdastrafe“ — er nannte die Nummer. „Ist viel Wasser seitdem zu Thal gestossen,“ schloß er beim Fortgehen, wieder nur mit den Lippen lächelnd.

„Ich komme, wenn ich kann,“ sagte Nechjudow im Gefühl, daß ein ihm einst nahestehender und lieber Mensch, Seljonin, ihm plötzlich infolge dieser kurzen Unterhaltung fremd, fern und unverständlich, wenn nicht feindlich geworden war.

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Als Nechjudow mit Seljonin als Student verkehrte, war dieser ein braver Sohn, ein treuer Gefährte und ein für seine Jahre fein gebildeter Weltmann mit großem Taktgefühl, stets elegant und hübsch, dabei ungewöhnlich aufrichtig und ehrenhaft gewesen. Er studierte ohne besondere Mühe und ohne jede Pedanterie; dabei erhielt er goldene Medaillen für seine Arbeiten.

Er hatte sich nicht nur mit Worten, sondern in Wirklichkeit zum Ziel seines jungen Lebens gesteckt, den Menschen zu dienen. Diesen Dienst stellte er sich nicht anders als in der Form des Staatsdienstes vor, und deshalb ging er alsbald

nach Absolvierung seines Studiums systematisch alle Arten von Thätigkeiten durch, denen er seine Kraft widmen konnte, und kam zu der Entscheidung, daß er sich am allernützlichsten in der zweiten Abteilung gerade der Kanzlei Seiner Majestät des Kaisers machen würde, die mit der Ausarbeitung von Gesetzen betraut war. Hier trat er ein. Aber trotz der allgenauesten und gewissenhaftesten Ausführung alles dessen, was von ihm verlangt wurde, fand er in dieser Stellung keine Befriedigung seines Verlangens, sich nützlich zu machen, und konnte in sich nicht das Bewußtsein hervorrufen, daß er seine Schuldigkeit thäte. Diese Unzufriedenheit verstärkte sich infolge einiger Zusammenstöße mit den sehr kleinlichen und ehrgeizigen nächsten Vorgesetzten so sehr, daß er aus der zweiten Abteilung austrat und in den Senat überging. Im Senat ging es ihm besser, aber daselbe Bewußtsein der Unzufriedenheit verfolgte ihn auch hier. Er fühlte unaufhörlich, daß hier ganz und gar nicht war, was er erwartet hatte und was sein mußte. Hier, während seiner Thätigkeit im Senat, verschafften ihm seine Verwandten den Posten als Kammerjunker, und er mußte in gestickter Uniform hinsafahren und verschiedenen Leuten dafür danken, daß sie ihm die Stellung eines Lakaien verschafft hatten. Jetzt fühlte er noch mehr als im Ant, daß dieses nicht „das Richtige“ war, aber dabei konnte er einmal auf den Posten nicht verzichten, um nicht diejenigen zu kränken, welche überzeugt waren, daß sie ihm dadurch einen großen Gefallen erwiesen, und sodann schmeichelte diese Ernennung den niederen Instinkten seiner Natur: es machte ihm Vergnügen, sich im Spiegel in einer goldgestickten Uniform zu sehen und die Verehrung zu genießen, welche diese Ernennung bei einigen Leuten hervorrief.

Ganz daselbe geschah mit ihm bei seiner Verheiratung. Man besorgte ihm eine in den Augen der Welt glänzende Partie. Und er heiratete hauptsächlich deshalb, weil er durch eine Absage sowohl die Braut, die diese Ehe wünschte, wie auch diejenigen, die sie eingefädelt, gekränkt und ihnen weh gethan hätte; dann aber auch deswegen, weil die Heirat eines jungen, lieblichen, vornehmen Mädchens seiner Eigenliebe schmeichelte und ihm Vergnügen bereitete. Die Ehe erwies sich aber sehr bald noch weniger als „das Richtige“, wie das Amt und die Stellung bei Hofe. Nach dem ersten Kinde wollte die Frau keine Kinder mehr haben, sondern ein glänzendes Leben in der Gesellschaft führen, an dem auch er wohl oder übel teilnehmen mußte. Trotzdem sie hierdurch ihrem Mann das Leben vergiftete und selbst nichts als schreckliche Anstrengungen und Ermüdung von einem solchen Leben hatte, setzte sie es dennoch geflissentlich fort. All seine Versuche, diese Lebensweise zu ändern, scheiterten, wie an einer steinernen Wand, an ihrer festen Ueberzeugung, in der sie von allen Verwandten und Bekannten bestärkt wurde, daß es so sein müsse.

Das Kind, ein Mädchen mit langem Goldhaar und bloßen Beinen, war dem Vater vollständig fremd, namentlich deswegen, weil es ganz und gar nicht so gehalten wurde, wie er es wünschte. Zwischen den Gatten entstand das gewöhnliche Sich-nicht-verstehen und sogar der Wunsch, sich nicht zu verstehen; dann begann in der Stille ein schweigender, vor Unbekannten verheimlichter und durch den Zustand gemäßigter Kampf, der Seljonin zu Hause das Leben sehr schwer machte. So erwies sich denn das Familienleben noch weniger als „das Richtige“, wie das Amt und die Stellung bei Hofe. . . . Am allerwenigsten erwies sich aber als „das Richtige“ seine Stellung zur Religion. Wie alle Leute seines Kreises und seiner Zeit zerriff er durch das Wachsen seiner Vernunft ohne jede Anstrengung die Fesseln religiösen Aberglaubens, in denen er erzogen war, und wußte selbst nicht genau, wann er sich ihrer entledigt hatte. Ernst und aufrichtig wie er war, verberg er in seiner Jugend und während seiner Freundschaft mit Nechjudow als Student seine Verwerfung der Religion nicht. Als er aber mit den Jahren in höhere Stellungen aufrückte und besonders als in der Gesellschaft eine Reaktion in konservativer Richtung eintrat, war ihm seine geistige Freiheit im Wege.

Zu Hause, als sein Vater starb, mußte er bei den Totenmessen zugegen sein; seine Mutter wünschte, daß er faste und zum Abendmahl ging, was die öffentliche Meinung ver-

langte; vor allen Dingen forderte aber der Staatsdienst, daß er bei allen möglichen Gottesdiensten, Einweihungen, Danksagungen und so weiter zugegen war. Selten verging ein Tag ohne irgend eine äußere Form religiöser Andachtsübung, die er mitmachte.

Wenn er diesem Gottesdienst beiwohnte, mußte er sich stellen, als ob er an etwas glaubte, was er nicht glaubte — und wenn er aufrichtig war, konnte er das nicht thun. Oder er mußte in seinem Innern die Bestimmung treffen, daß all diese äußeren Formen Betrug wären und dann sein Leben so einrichten, daß er nicht genötigt war, an ihnen teilzunehmen. Aber was so einfach schien, erforderte viele Opfer. Abgesehen davon, daß er in beständigen Kampf mit denen trat, die ihm nahe standen, mußte er den Dienst und seine Stellung aufgeben und seiner Hoffnung, der Menschheit durch jene nützlich zu sein, für jetzt und alle Zukunft entsagen. Um aber solche Opfer zu bringen, mußte jemand fest davon überzeugt sein, daß er im Rechte sei.

Und er war fest davon überzeugt, im Rechte zu sein, wie jeder gebildete Mann unsrer Zeit, der ein wenig Geschichte kennt und weiß, wie die Religionen und namentlich die christliche Kirche zu stande gekommen sind, diese Ueberzeugung haben muß.

Aber unter dem Druck der Verhältnisse des täglichen Lebens ließ er, der aufrichtige Mann, eine kleine Lüge passieren. Er sagte, um gegen unvernünftige Dinge gerecht sein zu können, müsse man diese zuvor studieren. Das war eine kleine Lüge, aber gerade sie führte zu jener großen Lüge, in die er jetzt verstrickt war.

Bevor er sich die Frage vorlegte, ob die orthodoxe Glaubensrichtung, in der er geboren und erzogen war, die jedermann von ihm erwartete und ohne die er seine nützliche Beschäftigung nicht fortsetzen konnte, auch die richtige sei, hatte er die Antwort darauf schon parat. Und um die Frage aufzuklären, las er nicht Voltaire, Schopenhauer, Herbert Spencer oder Comte, sondern die philosophischen Werke Hegels und die religiösen Binets und Chomjakows und fand natürlich in ihnen, was er brauchte, nämlich etwas wie Seelenfrieden und eine Rechtfertigung der religiösen Lehren, in denen er erzogen war und die sein Verstand schon lange nicht mehr gelten ließ, ohne die sein ganzes Leben aber von Unannehmlichkeiten erfüllt wurde, welche mit Anerkennung jener Lehren sofort verschwanden.

So machte er sich denn all die gewöhnlichen Sophistereien zu eigen, die beweisen sollen, daß der einzelne Menschenverstand die Wahrheit nicht erkennen kann, daß die Wahrheit nur einer Gesamtheit von Menschen geoffenbart ist und nur durch Offenbarung erkannt werden kann, daß die Offenbarung von der Kirche aufbewahrt werde, und so weiter. Und so kam er dahin, daß er mit großer Seelenruhe, ohne sich der Lüge bewußt zu sein, Gebeten, Totenmessen und Beichten beiwohnen und in der dienstlichen Thätigkeit fortfahren konnte, die ihm das Gefühl seiner Nützlichkeit und einige Behaglichkeit in seinem freudenlosen Familienleben verschaffte. Obgleich er also glaubte, fühlte er mit seinem ganzen Wesen, daß diese seine religiöse Ueberzeugung noch weniger als alles andre „das Richtige“ war, und so kam es, daß Seljonnin stets melancholische Augen hatte. So kam es, daß er sich beim Anblick Nechljudows, den er damals gekannt, als alle diese Lügen noch nicht Wurzel in ihm geschlagen hatten, in der Erinnerung wieder als derjenige vorkam, der er damals gewesen war, und mehr als je alle Verfehrtheiten fühlte, und daß ihm quälend traurig zu Mute wurde. Dasselbe Gefühl aber empfand nach dem ersten freudigen Eindruck über das Wiedersehen eines Freundes auch Nechljudow.

Und so kam es, daß sie beide nach gegenseitigem Versprechen, sich wiederzusehen, dieses Wiedersehen nicht suchten und sich während dieses Aufenthalts Nechljudows in Petersburg wirklich nicht wiedersehen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nachdem Nechljudow mit dem Advokaten den Senat verlassen, gingen sie zusammen auf dem Trottoir entlang. Seinen Wagen ließ der Advokat hinterher fahren und begann Nechljudow die Geschichte des Departementvorstehers zu erzählen, von der die Senatoren gesprochen hatten: wie die Sache herausgekommen und wie der Mann, der von Gesehes wegen in die Bergwerke gehörte, zum Gouverneur einer Stadt in Sibirien ernannt war. Dann berichtete er mit besondrem Vergnügen, wie verschiedene hochstehende Persönlichkeiten eine Summe Geldes gestohlen hätten, die für

Errichtung eines noch nicht fertigen Denkmals bestimmt war, an dem sie heute morgen vorbeigezogen waren; ferner wie eine Maitresse so und so viele Millionen an der Börse gewonnen und so und so viele verloren hätte; wie ein Herr Soundso seine Frau verkauft und wie ein anderer sie gekauft hätte; endlich von einer Reihe von Spitzbübereien und allen möglichen Verbrechen angesehener Männer, die nicht im Zuchthaus, sondern in verschiedenen Ressorts auf Ehrenplätzen saßen. Diese Erzählungen, deren Vorrat anscheinend unerschöpflich war, bereiteten dem Advokaten großes Vergnügen; sie zeigten ganz augenfällig, daß die Mittel, die er, der Advokat, anwandte, um sich Geld zu verschaffen, durchaus korrekt und unschuldig im Vergleich mit jenen Mitteln waren, welche zum selben Zwecke von den höchsten Beamten in Petersburg angewandt wurden. Und deshalb war der Advokat sehr erstaunt, als Nechljudow sich von ihm verabschiedete, ohne seine letzte Geschichte zu Ende gehört zu haben, sich einen Wagen nahm und nach Hause, an den Quai fuhr.

Nechljudow war sehr traurig. Er war namentlich deswegen traurig, weil der abschlägige Bescheid des Senats die unsinnige Grausamkeit gegen die unschuldige Maslowa bestätigte, und weil dieser Bescheid seinen unabänderlichen Entschluß, sein Los mit dem ihrigen zu vereinigen, noch schwerer machte. Sein Kummer nahm noch zu infolge der schrecklichen Erzählungen von der herrschenden Verderbtheit, über die der Advokat mit solchem Vergnügen sprach; und außerdem dachte er unaufhörlich an den üblen, kalten, abstoßenden Blick des einst lieben, offenen, vornehmen Seljonnin.

Als Nechljudow nach Hause zurückkehrte, gab der Portier ihm mit einer gewissen Verachtung einen Brief, den „irgend ein Frauenzimmer“ in der Portierloge geschrieben hätte, wie der Portier sich ausdrückte; es war ein Brief von der Mutter der Schustowa. Sie schrieb, sie sei gekommen, um ihrem Wohlthäter, dem Retter ihrer Tochter, zu danken und ihn außerdem zu bitten und anzusehen, zu ihnen nach der Wassilij Ostrow, fünfte Linie, in eine bestimmte Wohnung zu kommen. Es sei das, schrieb sie, für Wjera Jesfremowna sehr notwendig. Er solle nicht fürchten, daß man ihm mit Dankbezeugungen zur Last fallen würde; von Dankbarkeit würde man nicht reden, sondern sich einfach freuen, ihn zu sehen. Wenn es sich einrichten ließe, ob er dann nicht morgen früh kommen wollte.

Ein andrer Brief war von Bogatyrew, einem ehemaligen Kameraden und Flügeladjutanten des Kaisers, den Nechljudow gebeten hatte, seine Wittschrift wegen der Sektierer dem Kaiser persönlich einzuhändigen. Bogatyrew schrieb in seiner weitläufigen, festen Schrift, er würde die Wittschrift, wie er versprochen, unmittelbar dem Kaiser selbst überreichen; aber ihm sei eingefallen, ob es für Nechljudow nicht besser wäre, erst diejenige Person aufzufuchen, von der die Sache abhänge.

Nechljudow befand sich nach den Eindrücken der letzten Tage seines Aufenthalts in Petersburg im Zustande vollständiger Hoffnungslosigkeit, irgend etwas zu erreichen. Seine in Moskau gefaßten Pläne erschienen ihm in der Art jener Jugendträume, die ins Leben tretenden jungen Leuten unvermeidliche Enttäuschungen bereiten. Aber dennoch hielt er es jetzt, wo er einmal in Petersburg war, für seine Pflicht, alles auszuführen, was er zu thun beabsichtigte, und er beschloß, schon morgen, nach der Beratung mit Bogatyrew, seinem Vorschlag gemäß zu handeln und die Person zu besuchen, von der die Angelegenheit der Sektierer abhing.

Er holte aus seinem Portefeuille Papiere heraus und las sie durch, als ein Lakai der Gräfin Zekaterina Iwanowna bei ihm anklopfte und eintrat. Er überbrachte eine Einladung, nach oben zu kommen und dort Thee zu trinken.

Nechljudow sagte, er würde sofort erscheinen, legte die Papiere in das Portefeuille und ging zur Tante. Auf dem Wege nach oben schaute er durchs Fenster auf die Straße und erblickte das Zuchtsgepöhl Mariettas. Da wurde ihm plötzlich lustig zu Mute, und er hätte am liebsten gelacht.

Marietta saß im Hut, aber schon nicht mehr im schwarzen, sondern in einem hellen, bunt geblühten Kleide mit einer Tasse in der Hand neben dem Sessel der Gräfin und zwitscherte ihr etwas in das Ohr, wobei ihre hübschen lachenden Augen glänzten. In dem Augenblick, als Nechljudow ins Zimmer trat, hatte Marietta soeben etwas so Lächerliches und dabei Unanständiges vom Stapel gelassen — das sah Nechljudow sofort an der Art des Lachens —, daß die gutmütige, schnurrbärtige Gräfin Zekaterina Iwanowna, mit

ihrem dicken Körper schaukelnd, sich vor Lachen schüttelte, Marietta aber mit geradezu unheilvollem Ausdruck ihren Mund ein wenig zum Lachen verzog, ihr energisches und fröhliches Gesicht zur Seite neigte und ihre Nachbarin schweigend anblickte.

Aus wenigen Worten, die er gehört, erriet Nechljudow, daß sie über die zweite Petersburger Neuigkeit, den Fall des sibirischen Gouverneurs sprachen, und daß Marietta in Bezug auf diesen Gegenstand etwas so Lächerliches gesagt hatte, daß die Gräfin sich lange Zeit nicht fassen konnte.

„Du machst mich tot!“ sagte die Gräfin Zekaterina Swanowna nach einem Hustenanfall.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Pariser Weltausstellung.

7. „L'enfant chéri.“

Paris, 10. Juni 1900.

Schon als wir die Bauten der Nationenstraße besprachen, machten wir unsre Leser darauf aufmerksam, daß dort zwar der Zwergstaat Monaco einen großmächtigen Palast aufgeführt hat, für den es vielleicht in dem Fürstentum an Platz fehlte, daß aber dagegen das großmächtige Rußland dort kein eigenes Haus besitzt. Nur das unter der Kante des brutalen und eibergessenen Zarismus wimmernde „Großfürstentum“ Zimland, heute nur noch eine russische Provinz wie jede andre auch, hat dort einen bescheidenen, aber interessanten Pavillon, in dem zum Teil die Jagd- und Fischerei-Ausstellung untergebracht ist. Wenn man sonst etwas von Rußland sehen will, muß man seine Schritte zum Marsfelde lenken. Frankreich und Rußland stehen in einem so engen und intimen Verhältnis zu einander, daß die demokratische Republik dem autokratischen Bundesstaat eine besondere Stellung auf der Ausstellung einzuräumen entschlossen war. So wie unpädagogische Mütter dem enfant chéri, das heißt dem Hätschellinde, die besten Brocken zuzusuchen pflegen, so hat Marianne (wie man scherzend die französische Republik nennt), ihrem heißgeliebten und auch so „teueren“ Kosaden etwas Besonderes gegönnt. Der politische Zweck ist einleuchtend: Frankreich braucht Rußland, um seine Weltausstellung mühsam aufrecht zu erhalten; Rußland braucht aber auch das reiche und wegen der traditionellen Sparfamkeit seiner fleißigen Bevölkerung bekannte Frankreich. Leicht Rußland den Franzosen seine politische Unterstützung, so leicht Frankreich den Russen dafür das notwendige Geld. Das Anleihebedürfnis des Zarenreichs ist nahezu unbeschränkt, immer von neuem kommen seine Emissäre an die Pariser Börse, um für schön bedruckte Papiere noch schöneres gleichendes Gold zu holen. Das ist auch „der Rubel auf Reisen“, nämlich auf Reisen aus den Sparstrümpfen der französischen Bauern in die Tresors des Zarenreichs, wenn nicht in die Taschen der zarischen Beamten! Da kam es denn den französischen Ausstellungsmachern darauf an, die Kreditwürdigkeit des östlichen Bundesbruders ihren Landsleuten so recht einleuchtend zu machen. Vorsezanzeiger, Kurszettel und zahlungspflichtige Nachrichten aus dem Budget und den Postregistern sind gut und brauchbar für die Leute vom Gewerbe, für die Geldhändler, aber das Völkchen der Sparrer versteht von solchen Dingen nicht allzu viel und hält sich lieber an das, was es mit seinen lieblichen Augen sehen kann.

Wenn man von den dunkelgefärbten Wandelgängen des Trocadero-palastes die Schritte zur Ebene des Marsfeldes hinableitet, so erheben sich rechts und links die absonderlichen Gebäude der Kolonial-Ausstellungen. Wunderliche Häuser, in einem wirren Durcheinander, das dem Auge den Ueberblick wehrt und es nicht zum Betrachten der Einzelheiten, zum Unterscheiden kommen läßt. Mitten aus diesem Gewirr erheben sich die zahlreichen Türme einer Nachbildung des moskowitzischen Kremls — dort ist die eigentliche russische Ausstellung. Um Rußland diesen Platz zuzuschonken, mußte die Ausstellungsleitung einen kleinen logischen Saltomortale vollziehen — Rußland unter den Kolonialländern, wie geht das? Ist Rußland nicht ein europäischer Staat, ist es nicht organisch eingegliedert in unseren Kulturkreis, zählt es nicht zu Europa? Es scheint, als habe der kleine Eric, der dazu dienen sollte, einem befreundeten Lande einen verhältnismäßig zu großen Raum zu gewähren, doch eigentlich der Wahrheit zum Siege verholfen. Rußland nimmt nun einmal eine besondere Stellung ein, seine von Byzanz beeinflusste Kultur ist anders als die Kultur des europäischen Abendlandes, ihrem Ursprung und ihrem Wesen nach. Das slavische Riesengebiet gravitiert nach Osten, nach Asien zu. Keine andre Stätte in dem Ausstellungsbezirke wäre ihm so gerecht geworden, als gerade die — ertotische. Ungeheure Reichtümer an Bodenschätzen, die Erzeugnisse dreier Zonen, eine starke und rasch wachsende Bevölkerung, jungfräulicher, der Bearbeitung harter Boden, alles das ermöglicht dem russischen Reich ein selbständiges Wirtschaftsleben. Was von Westen her in seine weiten Grenzen eindringt, das weckt schlummernde Kräfte, ändert aber kaum den Charakter des Landes und Volkes, wie genaue Kenner der Verhältnisse immer wieder versichern. In den gewaltig angelegten Provinzen des ehemaligen Polens hat sich eine moderne kapitalistische Industrie mit amerikanischer Schnelligkeit entwickelt; auch nach den

Ufern der Newa und Wolga hat sie streichweise hinübergegriffen; im Süden ist neben den gewaltigen Handelsemporien eine Reihe von industriellen Centren entstanden, dank dem im engen Sinne des Worts aus dem Boden emporquellenden Reichtum, aber diese Entwicklung wird noch langer, langer Zeit bedürfen, bis sie dem Ganzen ihren Charakter aufgeprägt haben wird, vorausgesetzt, daß es ihr überhaupt gelingt.

So hat denn auch die Leitung der russischen Ausstellungsabteilung ganz mit Recht ihr Hauptaugenmerk auf eine vorteilhafte Vorführung des — wenn man so sagen darf — russischen Rußlands gerichtet. Da wird gezeigt, was die alten nationalen Industriefabriken leisten, da wird der ungeheure Reichtum des sibirischen Bodens dem Beschauer aufgezeigt, da wird sein Blick auch auf die Mittel gelenkt, diese Schätze in den Verkehr zu ziehen. Glanzstücke der Ausstellung sind die transsibirischen und centralasiatischen Eisenbahnen, die wahrhaftig die Lust erwecken müssen, in diesen unbekannt und sicherlich des Reizes nicht entbehrenden Ländern zu reisen. Aber vor allem muß man den ethnographischen Teil in den russischen Gebäuden betrachten. Gewiß, das alles sieht ein bißchen nach Museum und Bazar aus, aber man hat es bisher in Westeuropa noch nicht in dieser Vollständigkeit betrachten können. Bei einer früheren Gelegenheit schrieben wir schon, diese Ausstellung beweise, daß die Potemkinsche Kunst, aus Leinwandcouleuren blühende Dörfer in öde Steppen zu zaubern, noch nicht vergessen sei: das gilt von der russischen Abteilung im besonderen. Mag sie wahr sein in dem, was sie bietet, so ist sie doch grundverlogen durch das, was sie verheißt. Alles ist pittoresk. Das Häuschen der Bauern, ihre Gewänder mit den originellen byzantinischen Vorden, die mächtigen und schönen Defen, die bequemen, wenn auch noch so einfachen Möbel — das ist so niedlich, so anheimelnd und friedlich. Aber vom furchtbaren Elend der armen Russen sagt es uns nichts, nichts von dem entsetzlichen Hunger, der den langen Winter zur Qual macht; eine einzige Spekulation auf die Unkenntnis, eine Theaterdecoration, eine Säminte, mit der man die Furzen der Not im Anblick des Volkes überziehen will.

Bäterchen Zar wird im Sommer nach Paris kommen, um sich anheimeln zu lassen. Heute giebt es keinen Floquet mehr in Frankreich, der ihm ein bißiges Wort (ins Gesicht schleudern würde; mit Watuschka werden seine Handlanger erscheinen, um wie man sagt, einen neuen Niesenpump zu organisieren. Wenn dem französischen Sparstrumpf die klingenden Goldstücke glücklich entzogen worden sind, dann hat die russische Ausstellung ihren Zweck erreicht, dann kann man die Potemkinschen Dörfer auf dem Marsfelde wieder abbrennen; ein Koffer voll Orden und Ehrenzeichen, von Medaillen und Diplomen wird rasch ausgeteilt werden — „det Beschäft is richtig!“ —

S.

Kleines Heuilleton.

— **Paraguaythee.** Zu den Nerven anregenden Getränken gehören die Kaffee- und Kaffeegerbstäure enthaltenden Aufgüsse, die im menschlichen Organismus eine beschleunigte Blutzirkulation erzeugen, durch welche dann die erschlafften geistigen und körperlichen Kräfte zu neuer Thätigkeit belebt werden. Kaffeehaltig sind die Kaffeeböden (Coffea, Familie der Rubiaceen), die Kolanuß (Cola acuminata der Sterculiaceen), die Blätter des chinesischen Theestrauchs (Thea der Theaceen) und die Blätter des Paraguaythees (Ilex paraguayensis der Aquifoliaceen). All diese Erzeugnisse enthalten noch einen dritten wesentlichen Bestandteil: das flüchtige Öl, welches das ihnen eigentümliche Aroma bedingt, während Kaffeein und Delgehalt, je nach den Sorten, recht erheblich schwanken. Im Kaffee befindet sich 0,9 bis 1,4 Proz. Kaffeein, in den Kolanüssen bis 2 Proz., im Chinathee 0,8 bis 3,5 Proz. und im Paraguaythee 0,13 bis 1,85 Proz. Wiesohl Kaffeein für die nervenanregende Wirkung unbedingt erforderlich ist, so gilt der niedere oder höhere Gehalt desselben doch nicht als alleiniger Wertmesser des Produkts. Der ausschlaggebende Wohlgeschmack und die physiologischen Wirkungen sind vielmehr das Endergebnis verwickelter chemischer Vorgänge, die durch das Rösten und Sieden der Präparate noch ferner bedingt werden.

Flüchtiges Öl findet sich im Paraguaythee in bedeutend geringerer Menge vor, als beim Kaffee und Chinathee und hieraus folgt, daß das Aroma des ersteren dem besseren Kaffee und Chinathee nahesteht. Da andererseits ätherisches Öl in Menge genossen narotisch wirkt und Erregung erzeugt, so bietet gerade der im Paraguaythee vorhandene geringere Gehalt den wesentlichen Vorteil, daß selbst beim Genuß großer Mengen Paraguaythees erregende Erscheinungen nicht auftreten. Das Getränk wirkt zwar nervenanregend, jedoch ohne dabei durch ungelinde Anfregung eine Störung des Wohlbefindens hervorzurufen.

Paraguaythee, auch „Herba-Mate“ genannt, wird aus den Blättern der Ilex paraguayensis gewonnen, eines immergrünen Baums, der in Südamerika an den Ufern des oberen Parana, zwischen dem 18. und 30. Grad s. Br. in zum Teil noch unerforschten Wäldern wild wächst. Neuerdings werden auch Verba-kulturen mit Erfolg betrieben. Die Blätter der Ilex werden in Zeiträumen von je 3 Jahren abgerutet, an Ort und Stelle über offenem Feuer gewelkt und in Rößschuppen mittels heißer Luft gedörrt. Nachdem die gerösteten Blätter auch noch im Wald grob zermahlen worden sind, gelangen sie auf Flachbooten, Ochsenlaren oder Lasttieren nach dem nächsten Hafen. Das Galtprodukt wird

dann auf Dampfmöhlen fein gemahlen und kommt in verschiedenen Verpackungen in den Handel. In Paraguan, Argentinien, Bolivien, Brasilien, Uruguay und teilweise auch in Chile und Peru benutzen etwa 15 Millionen Menschen den Paraguanthee als tägliches Getränk. In Argentinien erreicht der tägliche Verbrauch auf den Kopf der Bevölkerung $6\frac{1}{2}$ Kilogramm, während der des Kaffees nur 1 Kilogramm und der des Chinathees nur $\frac{1}{8}$ Kilogramm beträgt. Brasilien, das hauptsächlichste Produktionsland des Kaffees, das im Jahre 1897 von den 720 Mill. Kilogramm der gesamten Welt-Kaffeeerzeugung 521 Millionen Kilogramm auf den Markt brachte, verbraucht dennoch alljährlich über 20 Millionen Kilogramm Paraguanthee, wobei noch zu berücksichtigen, daß ein beträchtlicher Teil dieses aus Matto-Grosso und Paraguan nach Südbrasilien versandten Thees bis 2500 Kilometer Land-, Fluß- und Seetransport zu tragen hat.

Der Paraguanthee-Verbrauch ist in Südamerika in stetem Zunehmen; es wurden insgesamt geerntet:

Im Jahre 1726 — 625 000 Kilogramm; 1780 — 2 500 000 Kilogramm; 1855 — 7 500 000 Kilogramm; 1886 — 30 000 000 Kilogramm; 1897 — 60 000 000 Kilogramm. (Tägl. Rundsch.)

Völkerkunde.

k. Die Chinesenstadt in San Francisco. Der Korrespondent eines französischen Blatts entwirft von dem eigenartigen Leben in der „China-town“ von San Francisco folgende Schilderung: Es ist unmöglich, die Zahl der Chinesen, wenn sie in Mengen bestimmen sind, zu schätzen. Diese Erfahrung machte ich besonders in ihrem Theater. Die vielen gelben Gesichter, die all-gemeine, man könnte sagen, Zwillinge-Ähnlichkeit der Gesichter und schließlich auch die Gleichförmigkeit ihres Kostüms ließ die Menge als zahllos erscheinen. Die Chinesen in Amerika tragen alle eine dunkle Mütze mit großen Knöpfen, einen runden Filzhut, unter dem der Kopf hervorkommt, und weiße Fußbekleidungen mit dicken Sohlen. In San Francisco giebt es 30 000 so gekleidete Chinesen, die auf den Straßen umherirren, sich in die Läden setzen und mit ihrer stillen Geschäftigkeit das Viertel in der großen amerikanischen Stadt ausfüllen, in dem sie abseits leben. Sie bleiben da völlig isoliert. Amerika, das sonst so gleichmachend wirkt, schritt davor zurück, sich mit dieser widerpenstigen Bevölkerung zu vereinigen. Das Land, das die verschiedenartigsten Massen zu vereinigen verstand, indem es ihnen einen Teil ihrer Individualität ließ, hat mit dem Chinesen nichts machen können. Deutsche, Polen, Franzosen, Italiener haben sich gemingsam amerikanisiert, um als thätige und bildende Kräfte in die große Gemeinschaft einzutreten. Der Chineser bleibt auch dort Parasit. Sogar seine Fügsamkeit beweist seinen Eigensinn. Er protestiert nicht, er bleibt zurückhaltend. Das Viertel, das die Chinesen in San Francisco bewohnen und das aus amerikanischen Häusern besteht, unterscheidet sich auf den ersten Blick nicht allzu sehr von den übrigen. Man sieht man hier und da einige balkonartige Laternen, einige Schilder mit gemalten Buchstaben, einige Läden, in denen ihre Gebrauchsgegenstände und Lieblings-Nahrungsmittel verkauft werden. Sie kommen und gehen stumm und gleichgültig. Diese Gleichgültigkeit erleichtert den Besuch des Chinesenviertels. Sie lassen jeden eintreten und sich umsehen. Die Thüren der Häuser sind geöffnet. Die meisten sind arm und schmutzig, es sind elende Wohnungen. Der Besucher steht erstaunt, wie wenig Platz diese Leute zum Leben und Schlafen brauchen. In einem Zimmer, in dem kaum zwei Engländer sich befassen würden, leben zehn Chinesen. Sie passen ihre Bewegungen dem Rauschen an. Nirgends hört man Geräusch. Es giebt nichts Ruhigeres als diese Mantelwerkzeuge, die die Engländer mit dem Lärm von Faustschlägen und die Italiener mit Messerkämpfen erfüllen würden. Auch die Straße ist ruhig. Bei der ewig gleichaussehenden Miene des Geschäftsmann man übrigens schwer unterscheiden, ob es weint oder lacht. Wenn man diese bevölkerten Straßen durchweilt, fühlt man ein seltsames Unbehagen, aus dem sich eine Art Angst entwickelt. Ich kann es nicht erklären, obgleich ich es gefühlt habe. Es ist das Gefühl einer vollständigen, absoluten Einsamkeit. Man fühlt sich in ein fernes, fremdes Land versetzt. Das kommt nicht etwa von der Ausstattung, die kaum erotisch ist. Es sind die völlig fremden, von einander kaum unterschiedenen Menschen, vor denen das Gefühl zurückweicht. Dieselbe Empfindung hatte ich im Theater. Mich faszinierte weder das buntschneidige Kostüm, noch die Deklamation der Schauspieler, noch der Lärm der Instrumente. Es war einfach der Anblick der Estrade, auf der ich mich befand, der mir zugekehrten Gesichter, die mir nicht nur wie die Gesichter fremder Wesen, sondern wie das verlorperte Gesicht einer ganzen geheimnisvollen Rasse selbst erschien. Man muß die „China-town“ San Franciscos auch in der Nacht besuchen. Wenige Laternen brennen. Das Theater spielt, die Opium-rauchzimmer sind geöffnet. Das Lämpchen, neben dem der Raucher ausgestreckt liegt, leuchtet und flackert. Die wunderwilde Substanz wird in einigen Zügen aufgeraucht. Ein leichter wohlriechender Rauch erfüllt den niedrigen Saal. Weiter sieht man einen Tempel. Nichts bezeichnet ihn äußerlich. Das Innere ist düster und vergoldet. Farbige Ornamente hängen in Bündeln an Stangen. Die Götter schlummern, und Weihrauchstäbchen brennen im Hintergrund ihrer geschnittenen Nischen. —

Aus dem Pflanzenleben.

t. Die Wärme-Entwicklung bei Pflanzen hat ein amerikanischer Gelehrter gelegentlich einer Forschungsreise in mehreren

Fällen beobachtet, die sich auf verschiedene der bekanntesten Pflanzen beziehen. In den Stengeln von Bambuspflanzen war die Temperatur 5—6 Grad höher als in der umgebenden Luft. Innerhalb des Stengels von Bananen 2—7 Grad, in der Frucht des Kürbiss 1—2 Grad, bei den Blüten des Kaktus aber 5—10 Grad. Auffallend war die Bemerkung, daß Solostämme, die sich seit 10 Tagen im Zimmer befunden hatten, eine um 6 Grad niedrigere Temperatur besaßen, als die umgebende Luft. Sie wurden am 11. Tage an einem schattigen Platz ausgelagt, und das Keimen ging alsbald vor sich. 18 Tage lang wurden keine Temperaturveränderungen bemerkt, nach dieser Zeit aber stieg sie schnell an, so daß im Innern der Röhre 29 Grad gemessen wurden, in der Luft 23 Grad und im Boden 15 Grad. Derselbe Botaniker hat auch einiges Bemerkenswerte über die Geschwindigkeit des Wachstums beim Bambus mitgeteilt, die belamlich eine ganz außerordentliche ist. In 37 Beobachtungen fand er eine Verlängerung des Stengels um $47\frac{1}{2}$ Centimeter in 24 Stunden, in 69 Fällen eine Verlängerung um 35 und in 111 Fällen eine solche von 30 Centimeter in derselben Zeit. In einem Falle aber wurde sogar ein tägliches Wachstum von 60 Centimeter, also von 5 Centimeter pro Stunde gemessen. Das ist so viel, daß man wirklich beinahe glauben könnte, man müßte eine solche Bambuspflanze wachsen sehen. —

Astronomisches.

b. Die im Jahre 1899 neu entdeckten Planetoiden. Der Raum zwischen den beiden großen Planeten Mars und Jupiter, in welchem sich die kleinen Planetoiden bewegen, ist trotz der großen Zahl derselben noch immer nicht vollständig durchsichtet; Jahr für Jahr werden noch neue von diesen kleinen Körpern entdeckt, deren Zahl jetzt bald ein halbes Tausend beträgt. Im abgelaufenen Jahre 1899 wurden im ganzen 21 neue Planeten-Entdeckungen gemeldet. Drei von den gesehenen Sternchen müssen jedoch ausscheiden, weil sie nicht weiter verfolgt wurden, und man daher über ihre Bahnen nichts aussagen kann; man weiß daher nicht, ob man es bei ihnen nicht etwa mit schon früher beobachteten Sternchen zu thun hatte, und ebensowenig ist man in der Lage, sie bei etwaiger späterer Beobachtung wieder zu erkennen.

Von den andern 18 Sternchen erwiesen sich bei der näheren Berechnung der Bahnen nicht als solche, welche schon früher beobachtet und in die Sternkataloge eingetragen waren. Es bleiben somit als neu entdeckte Planetoiden noch zehn. Durch sie ist die Anzahl dieser kleinen Gestirne, deren erstes am 1. Januar 1801 entdeckt wurde, auf 451 gebracht worden. Der 451. Planet wurde von Charlois am 5. Dezember 1898 entdeckt. Während die übrigen neun bei ihrer Entdeckung als sehr lichtschwache Sterne 11. und 12. Größe erschienen — der 450. war noch schwächer —, war dieser 451. bedeutend heller; er erschien als ein Stern 9.5. Größe.

Die Bahnen dieser zehn neuen Planetoiden bieten etwas Bemerkenswerthes nicht dar. —

Humoristisches.

— Der Herr im Hause. Sie: „Wenn Du gerade Lust hättest, so darfst Du heut Abend einmal ins Wirtshaus gehen!“
Er: „Lust hät' ich schon — aber ich geh' nicht!“
Sie: „Warum denn nicht?“
Er: „Ich will auch einmal meinen Willen haben!“ —
— Unsäglich gemacht. „Der erste Mann, der mir eine Liebeserklärung machte, sagte mir, wenn ich ihn nicht heirate, werde er sich vor meinen Augen erschließen.“
„Großer Gott, der muß wahnsinnig gewesen sein. Warum ließen Sie ihn nicht unter Aufsicht stellen?“
„Ich that es, ich heiratete ihn!“ —

Notizen.

— Im Verlag von Breitkopf u. Härtel in Leipzig ist soeben der siebente Band der Balladen von Karl Löwe erschienen; der neue Band enthält die „polnischen Balladen“, die Löwe nach Dichtungen von Mickiewicz komponiert hat. —
— Mit Raimunds „Verjüwender“, als zwölfter Vorstellung, fanden am Montag die Meisterspiele in Prag ihren Abschluß. —
— Frau Kopacsi-Karczag wird in der nächsten Saison im Wintergarten aufstreifen. —
— Gertrud Weber vom Berliner Theater ist für das Fach der Heroinnen an das Schiller-Theater engagiert worden. —
— ar. Ein neues internationales Werk. Das große technische Wörterbuch, welches der Verein deutscher Ingenieure herstellen will, soll möglichst unter Mitwirkung des Auslands durchgeführt werden. Es soll bei den großen französischen, englischen und amerikanischen technischen Vereinen angefragt werden, ob sie an dem Unternehmen sich fördernd beteiligen wollen. —
— Die Influenza ist keine „moderne“ Krankheit; die „Allgemeinen Politischen Nachrichten“ berichten in Nr. 45 vom 5. Juni 1800 unter „Copenhagen, vom 24. May: Es herrscht hier jetzt eine allgemeine Krankheit, welche befürchten läßt, daß die Influenza sich auch hier verbreitet habe.“ —